

Herbert Leitz
Späte Gedichte



Herbert Leitz
Späte Gedichte

*Leuchtend im fahlgelben Herbst
blühen mir am Zaun letzte Rosen*

Herbert Leitz
Späte Gedichte

© by Eberhard Dilba
Düsseldorf, Juni 2002
Selbstverlag

15.5.00

Liebe Freunde,
so menschhaft schön
ist es hier wirklich! Ich
genieße diesen Urlaub
sehr. - Ich bin einfach
glücklich.

Mit vielen Lieben
Grüßen

Für Herbert.

Inhaltsverzeichnis

<i>In ein Ziertuch meiner Mutter</i>	10
<i>Ich möcht empor Dich heben</i>	12
<i>Verwandte Dinge</i>	14
<i>Fliegen lernen</i>	16
<i>Du</i>	18
<i>Zwischen zwei Küssen</i>	20
<i>Wenn ich schlafe</i>	22
<i>Skeptikers Nachtgedanken</i>	24
<i>Ich möchte Dein Spiegel sein</i>	26
<i>Man darf doch auch mal albern sein?!</i>	28
<i>Lilo ...</i>	30
<i>Gehe meinetwegen ins Münster</i>	32
<i>Frau Knallenfalls Geseiere nach der Kur</i>	34
<i>Ach, ich liebe sie</i>	36
<i>In allen Kissen ist Ruh</i>	38
<i>Für dich, du so Geliebte!</i>	40
<i>Sei geküßt, geküßt, geküßt von deinem Pan</i>	42
<i>Kleine, weiße Rose</i>	44
<i>Eva, du Süße</i>	46
<i>Du Eva Du</i>	47
<i>Bei einem Kuß</i>	48
<i>In deinem Garten aber ...</i>	50
<i>Es ist die Wahrheit</i>	52

<i>Du Märchenfee aus Waren</i>	54
<i>An I. M. zu ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstag</i>	56
<i>Noch zögert der Tag</i>	58
<i>Für E. K. nach fünfundsechzig Jahren</i>	60
<i>Ich hab auf meine alten Tage</i>	62
<i>Für Schwester Petra</i>	64
<i>Den polnischen Schwestern</i>	66
<i>Adventslied eines Langzeitarbeitslosen</i>	68
<i>Der Nikolaus ist heruntergekommen</i>	70
<i>Mein Glaubensbekenntnis</i>	72
<i>Sei mir begrüßt</i>	74
<i>Von der heiligen Elisabeth</i>	79
<i>Die Geschichte von dem Jungen</i>	85

Anhang

<i>Theater, das zur Weihnachtsgeschichte führte</i>	93
<i>Und immer wieder der heilige Nikolaus</i>	94
<i>Lebenserinnerungen I</i>	97
<i>Lebenserinnerungen II</i>	103
<i>Einige Hinweise zum Schluß</i>	109

Ist was los?

Was ist los?

Los was ist?

Was los ist?



*In ein Ziertuch
meiner Mutter*

*In ein Ziertuch meiner Mutter warn die Worte
Glaube, Liebe, Hoffnung eingestickt,
rot, mit Kreuzstich und mit viel Girlanden
auf Stramin; feine Spitzenborte,
hat es ringsherum so schön geschmückt.*

*Ich war klein noch, als ich davor stand,
und ich glaub, es war von ihrer Hand,
sicher wars von ihrer eignen Hand.*

*Doch ich wußte dennoch was dort stand,
denn sie hat die Worte oft genannt.*

*Ich möcht empor
Dich heben*

*Ich möcht empor Dich heben über alle Frauen,
durch meine Liebe, meiner Worte Kraft,
die ein Podest aus Glaube und Vertrauen
und aus Unsterblichkeit Dir schafft.*

*Es mögen andre sich in Seide kleiden,
mit Gold und Steinen reich sich schmücken.
Ich aber kleide Dich in mein Entzücken,
bestickt mit Tränenperlen meiner Augenweiden.*

*Dein Name leuchte auf, wenn man berichtet,
daß ich für Dich geschrieben und gedichtet,
daß Du mir Muse warst, Gefährtin und Geliebte,
daß nie ein Zweifel unsre Liebe trübte.*

Verwandte Dinge

*Gold, Weiber und Flöhe
sind einander verwandt und meist in der Nähe,
und sind – allesamt – schwer zu erjagen,
doch hast Du sie gegebenfalls
dennoch unversehens am Hals.*

*Gold läßt sich immer ertragen,
nur bist Du es bloß
meist schnell wieder los.
Hingegen wird Dir bei den Frauen am bängsten,
nur die Flöhe, die behältst Du am längsten.*

Fliegen lernen

*Ich möcht so gern zum Fliegen Dich verführen,
was wäre, wenn Du's wagtest, denn dabei,
nur unterm Himmel sind wir Menschen frei.*

*Doch Du hast Angst, Dich schwebend zu verlieren.
Gesetzt, der Fall, wir sänken in die Leere,
nachher, ins Bodenlose, ins Nirwana ein?*

*Es würde doch ein Fallen in Katharsis sein,
in Liebe, in die Überwindung aller Erdschererei.*

*Nachgeboren,
wie erkoren,
zum Glücklichsein.*

*Wie Kinder rein
und frei,
so wie auf Engelsschwingen,
und durch Zauberei,
durch rosarote Wolken schweben,
dem lauterem Entrücken hingegen,
so um uns selber kreisen,
um nur uns selbst einander darzubringen,
würde Dir beweisen:*

*Hinter den Erdendingen
und seinem Schein,
liegt nach katharsischem Ringen
das Glücklichsein.*

Du

*Zart, zögernd und scheu
wie in der Bibel die Braut,
hast Du Dich liebend mir anvertraut.
Seitdem sind wir beide uns treu.*

*Doch manchmal ahn' ich ein bebendes Bangen
bei Dir vor dem Unbekannten, dem Ungeheuer
des Märchens, oder wie schwere Schleier
Dein reines Herz, Deine Seele umfassen.*

*Du einzige, Herz mir, Leben und Frau,
kann dieses Bangen, vergiß was vergangen,
alles Dunkle und alles, was an Dir begangen:
lebe, lache, lieb' und vertrau'.*

*Denn ich lieb Dich so sehr,
ich liebe Dich mehr,
mehr als mich selbst und als alles umher.*

Zwischen zwei Küssen

*Wenn zwischen zwei Küssen
unsere Augen sich suchen
und ineinandertauchen
und für einen langen Augen-Blick
sich festhalten müssen,*

*dann fällt
ganz am Rande von Zeit und Raum
um uns herum die Welt
in Vergessen zurück.*

*Das ist wie Traum
und fernes Erinnern an dies
längst versunkene verlorene Paradies,
aus dem wir vertrieben,*

*das aber heraufsteigt
und eine Umarmung lang dableibt,
wenn zwei sich lieben.*

Wenn ich schlafe

*Wenn ich schlafe, riech ich Deine Nähe,
wenn ich wache, ist da nur die zähe
Wirklichkeit,
als wollte sie mich strafen. –
Am liebsten würde ich immer nur schlafen.*

*Skeptikers
Nachtgedanken*

*Ade du falscher Fuffziger, ade,
so echt du immer seist,
so wankelmütig, unbeständig bleibst,
Kaum da, verreist du schon,
so ungetreu und dreist.
Hau ab, ich könnt dich eigenhändig ...
Sorg nur, daß ich dich nicht mehr seh!*

*Ach, daß doch Du und deinesgleichen stets
so echt ihr immer scheint,
so wankelmütig, unbeständig bleibt
wie schöne Frauen.
Kaum da, schon abgehauen.
Was schert es sie, wenn einer weint.
Im besten Falle weit verreist,
wie Geld verflattert, leicht und dreist.*

*Geld gleicht den Frauen,
Frauen dem Geld.
Du muß mißtrauen,
Daumen drauf und um dich hauen.
Nur der behält.*

*Ich möchte
Dein Spiegel sein*

*Ich möchte
Dein Spiegel sein,
damit ich immer
von Dir angeschaut würde.*

*Ich möchte
Dein Spiegel sein,
damit Du ganz tief
in mir drin wärst.*

*Ich möchte
Dein Spiegel sein,
und für alles,
außer für Dich,
blind sein!*

Man darf doch

a

u

c

h

mal albern sein?!

*Solch ein eisiger
Schneemann
wird man
immer dann,
wenn man
als Mann
nicht kann,
was man
glaubt
zu müssen –
unendlich
küssen!*

*Kuß ...
und Schluß
(mehr wär Stuß).*

Lilo ...

*Wenn Du heute
durch verschneite
Rebenhügel wanderst,
sind dann Reuschenberg
und Düsseldorf sehr fern?*

*Oder, Liebste,
einmal anders,
hast Du mich auch dort
noch richtig gern?*

*Falls gewissenhaft gescheite
Ärzte Dich,
hoffentlich,
von Deinem Schmerz befreien,
und wenn dann die glückliche befreite*

Lilo ...

Ach, wo mag in diesem Fall sie sein?

*Wohlsein hat mich oft getrogen,
mich zu lauter Übermut verführt.
Bleib Du unverführt,
bleib ehrlich,
bleibe klein.*

*Kehrst Du ein,
so kehre zu Dir selber,
kehr ins Münster
meinetwegen ein.*

*Dort findest Du
Ruhe und Trost.
Wenn Du klein sein willst,
dann bist Du groß.*

*Gehe meinetwegen
ins Münster*

*Gehe meinetwegen ins Münster,
es täte uns gut.
Dort, im Schimmer der Kerzen,
im Schummer,
im Dunkel
(nur in der Welt ist es finster),
finden Herzen
wie Deines
Ruh vom Kummer,
finden dort immer,
Kraft, Seelenstärke
und Mut.*

*Du bist bei mir
(nicht nur im wirren Gefunkel des Begehrens).
Dir, meines Verehrens
Innigstes,
Innerstes ...*

*Wenn Du für uns betest
(und denke dabei an dieses Gotteshauses Erbauer),
wann immer Gutes Du tätest,
macht es uns beide
glücklich und frei.
Und ich bin Dir nah,
wo immer es sei,
ich bin da,
bin Dir gut.*

*Vor allem Großen und Wahren
– wie dieses Münsters Turm oder Mauer –
ziehe ich tief meinen Hut.*

*Frau Knallenfalls
Geseiere
nach der Kur*

*Der hat ja kein bißchen Erbarmen,
soll ich ihn vielleicht mit den Beinen umarmen?
Man könnte ja schon ..., aber nein,
sonst denkt der, das könnte immer so sein.
Was der sich so einbildet und alles will,
dabei halte ich doch wirklich bei vielem still,
und denke mir mein Teil,
mein Gott, so alt und noch immer so geil.*

*Kein Gang durch das Haus, kein Blick in den Garten,
konnte der nicht noch ein klein bißchen warten?
Aber nein, kaum hängt man Hut und Mantel auf,
da will der schon ..., aber da pfeif ich drauf.
Ich weiß überhaupt nicht, was der sich so denkt,
nur weil er mir mal eine Tafel Schokolade geschenkt,
soll er doch zappeln,
schließlich darf man sich doch
erst mal zusammenrappeln.*

*Nach so einer Fahrt und so einer Kur,
da ist man doch fertig,
was denkt der sich nur.
Da fährt man in Kur, da müht man sich ab,
mit Anwendungen unentwegt auf dem Trab,
vier Wochen kaum eine stille Minute,
bin ich doof, bin ich eine Arbeitsstute?*

*Ne, ne, mein lieber Matthes.
– Aber gut getan hat es.*

Ach, ich liebe sie

*Ich kenne eine Frau,
doch weiß ich nie genau,
mag sie mich leiden oder nie,
aber ich liebe sie.*

*Es tobt die Lilomaus,
sich gern im Garten aus,
in meinen Armen tobt sie nie,
aber ich liebe sie.*

*Mein süßes Lilolein,
ist schon ein Kind vom Rhein,
und pünktlich ist sie leider nie,
aber ich liebe sie.*

*Mein süßes Lilokind,
ist noch wie Kinder sind,
und Ordnung hält sie leider nie,
aber ich liebe sie.*

*Es hat die Lilofee,
nie was im Portemonai,
und zahlen kann sie leider nie,
aber ich liebe sie.*

*Ich bringe meiner Lilo-Maus
zuhause Geschenke in ihr Haus,
jedoch geht alles bald perdu,
aber ich liebe sie.*

*Zur Lilo bin ich Tag und Nacht
in voller Liebesglut entfacht,
ihr steigt die Glut nur bis zum Knie,
aber ich liebe sie.*

*Ich fühl nicht recht verlassen,
jedoch, ich kann nicht lassen,
verlässlich ist sie leider nie,
aber ich liebe sie.*

*Sie schwärmt für die Natur,
und mich vergißt sie nur,
statt Liebe schätzt sie Poesie,
aber ich liebe sie.*

Ach, ich liebe sie.

*In allen Kissen
ist Ruh*

*In allen Kissen ist Ruh,
unter allen Bettzipfeln findest Du
nur meinen Bauch.*

*Du, Lilo, ruhst mir im Arme,
sanft fühle ich Deine warme
samtzarte Haut.*

*Warte nur, balde
schlafe ich auch.*

*Für dich,
du so Geliebte!*

*So maßlos mußte er begehren,
daß jäh er vor sich selbst erschrak.
Dann sah er: die da vor ihm lag,
war preisgegeben dem Verheeren.*

*Und wiederkehrend stets nur dies,
Verzückung, Lust und Bitternis.*

Nur langsam lernte er verehren.

*Als sie dann in sein Leben trat,
war er schon jenseits aller Tat,
und liebte, ohne zu verehren.*

*Zwar schlug sein Herz wie einst so wild,
doch wünscht' er oft – sie so verehrend –
nur Licht zu sein, sich selbst verzehrend,
gewidmet diesem Gnadenbild.*

*Sei geküßt, geküßt, geküßt
von deinem Pan
(der sich so hütet, dich zu erschrecken)*

*In Deinem Garten
die Blumen
winken Dein Kommen,
öffnen sich fromm,
wollen nur
Dich erwarten.*

*Immer auf's neu
erwachen Dir
Blüten wie Umarmung und Kuß.
Von Deinem Überfluß
schenkest Du mir.
Redlich und treu.*

*Wo auch immer ich bin,
Du machst den Armen reich,
Frau mit Mädchensinn
Blüte und Frucht zugleich.*

Kleine, weiße Rose

*Man beachtet dich kaum;
wenn eine Blüte
in dir steckt,
ist das schon alles, was du bezweckt
hast in diesem Raum.*

*Weiß, rein,
nur Güte,
Gefäß sein,
nährend erhalten,
willst du nur dienen.*

*Wenn einmal Fliegen,
oder auch Bienen,
dich umsummen,
spielen sie töricht Erschrecken
vor deinem kalten
stummen
Sich-ganz-zurückhalten,
lassen mit keckem
Brummen,
sich auf der Blüte nieder,
die leuchtet und schön
und giert nach Betrachten.*

*Du willst ja nichts hermachen,
wenn die verkehrt lachen,
die dich mißachten;
die, die dich kennen,
können zurück,
zu dir, kleines Glück,
bescheidenes Väschen.*

*Mögen dich andre beschissen nennen,
unbedeutend und klein,
mich erinnerst du an des Liebsten Näschen,
ich finde dich fein.*

Eva, du Süße

*Eva, du Süße,
erwache
und wisse:
So warten auf Dich
der Tag
und ich,
lebe und liebe und lache,
weil ich Dich
ewiglich
so unendlich ... mag.*

Du Eva Du

*ich verehere Dich,
ich liebe Dich,
ich liebe Dich,
ich begehre Dich!*

*Ich bin ganz Dein!
(Hörst Du von fern
sehnsüchtig die Flöte klingen?)
Pan ruft, klagt,
und am Felsen bricht das Echo sich.*

Bei einem Kuß

*Ach wie betörst Du
den liebenden Mann.
Küssend beschwörst Du
uns und Pan.*

*Stille nun. – Hörst Du
draußen die Welt, die
laute? – Nun aber hält sie
deinetwegen den Atem an.*

In deinem Garten aber ...

*In deinem Garten aber bist du groß,
denn alle Blüten scheinen sich zu neigen,
um deines Reifens Früchte so zu zeigen,
daß du, hinwandelnd über Gras und Moos,
und nur liebkost von diesen grünen Zweigen,
ganz aufgenommen und gestillt zu ihrem Reigen,
und so beschützt bist wie in Mutters Schoß.*

*Indessen draußen in der Welt, die bloß
dem nackten Lauten lebt, vor dem dir graust,
du zögernd oft und fremd auf jene schaust,
die grell sind, allzu hell und schattenlos,
so daß du nur ein Gast zu sein dich traust,
ein Mädchen, scheu, nicht in der Welt behaust.
In deinem Garten aber bist du groß.*

Es ist die Wahrheit

*Es ist die Wahrheit, sagen wir's ehrlich,
Leben war immer schon lebensgefährlich.
So ist es noch heut, und es bleibt auch dabei.
Drum: lobe Dein Leben, mutig und frei,
für Dich, meine Frau, mein Leben, mein alles.*

Du Märchenfee aus Waren

*Du Märchenfee aus Waren,
traumhaftes Frauenzimmer,
nach fünfundfünfzig Jahren,
wir lieben uns noch immer.*

*Wir wollen zusammen fahren,
jetzt an den Müritzsee,
nach fünfundfünfzig Jahren,
daß ich ihn wiederseh.*

*Wo wir so glücklich waren,
Du noch ein halbes Kind,
nach fünfundfünfzig Jahren,
daß wir es wieder sind.*

*An I. M. zu ihrem
fünfundsiebzigsten Geburtstag*

*Wenn ich mit Dir durch die Straßen gehe
und dabei sehe,
daß fast jeder Dich grüßt, Dich anspricht
und mit Dir lacht,
dann weiß ich,
Du hast Deine Sache gut gemacht.*

*Auch Dein kindlicher Glaube wurde einstens verführt.
Du wurdest vom äußeren Glanze geblendet.
Doch das hat sich noch im Kriege gewendet,
so hat Dich das Elend der Juden gerührt.*

*Du Kind aus dem Volk hast Dich qualifiziert
und zuletzt an die dreitausend Frauen geführt.
Du trägst einen Orden,
wie ihn nicht jeder hat.
Aber, was wäre denn aus dem Staat
ohne die Frauen wie Dich geworden!*

*Ein jeder, auch der vergangene Staat
ist letzten Endes nur Apparat.
Doch über ihn wollte Dir das Verstehen
für jeden einzelnen Menschen gehen.*

*Und Du warst jederzeit
unerschütterlich hilfsbereit.
Wie immer es sei:
Du hast stets Dein Bestes gegeben.
Drum war dein Lachen, Dein Leben
auch jederzeit so von innen her frei.*

*Ja, Du brauchst nicht schamvoll vor Dir niedersehen,
kannst – gehst Du mit Dir zu Rate –
auch in diesem neuen Staate
stolz erhobenen Hauptes gehen.*

*Und, Du wirst von uns allen so tief geliebt!
(Ich wüßte nicht, was es Schöneres gibt.)
Ich grüße Dich, Du Frau aus dem Volke,
zu Deinem sechsundsiebzigsten Jahr.
Ich verehere Dich, bin Dir gut,
ich ziehe vor Dir tief meinen Hut.*

*Und was ich zum Ende noch sagen wollte:
Dies sei ein für allemal klar,
daß auch im neuen Lebensjahr
uns leuchtend voran eine Fahne weht:*

Humanität.

Noch zögert der Tag

*Noch zögert der Tag.
In dämmerndem Grau
kein Himmel.
Zart rieselt Schneekristall
wie Staub auf Dächer, Mauern,
auch Sträucher und Bäume.
Graues Laub,
letzte, verwelkte Blätter
auf dem leeren Balkon.*

*Fröstelnd stehe ich,
starre ins Leere.*

*Hinter mir
in der wohligen Wärme
des Raumes
schon ein Hauch
von Advent,
von Erlösung und froher Kunde.
Was mag nun
zu dieser Stunde
sie, die Entfernte, tun ...*

*Für E. K.
nach
fünfundsechzig Jahren*

*Ich hatte einst ein feines Lieb,
Sie war so jung, ich war so jung,
Die Schatten der Erinnerung,
sind alles, was davon verblieb.*

*Ich hatte einst ein schönes Lieb,
die Knospe eines hehren Weibes,
Die Zartheit ihres jungen Leibes,
und ihrer Seele ... ach, vergib.*

*Ich hatte einst ein zartes Lieb,
Ein Händedruck, ein scheuer Kuß,
und Sehnen bis zum Überdruß,
war alles, was uns damals blieb.*

*Ich hatte einst ein feines Lieb,
Jedoch, es hat nicht sollen sein,
Nun bin ich alt und bin allein,
Gedenken trifft jetzt wie ein Hieb.*

Ich hab auf meine alten Tage

*Ich hab auf meine alten Tage
eine Freundin mir gewonnen,
und sie ist mir, ohne Frage,
aus frohem Herzen wohlgesonnen.*

*Was sie früher nie erfahren,
und, obwohl schon hoch an Jahren,
selbstloser, hilfsbereiter Güte ist sie voll.*

Für Schwester Petra

*Die vielen guten Wünsche sind verklungen,
die Lobeslieder alle ausgesungen,
auch die Sorgen sind schon längst verraucht,
nur alle Euphorie ist eingetaucht,
in grauen Alltags Wirklichkeit und Fron,
denn der hat einen ernsthafteren Ton.*

*So manches, was man Euch in Dur gesungen,
das ist inzwischen längst in Moll erklungen.
Drum kommt der Nikolaus, der heilige Mann,
um Euch zu sagen: Ihr habt wohlgetan.
Die Hände für das Wohl der Menschen regen,
bringt himmlischen, jedoch auch irdischen Segen.
Und stellt der letztere sich noch nicht ein,
ist das noch lang kein Grund zum Traurigsein.
Ihr seid so jung, so schön, so klug,
ihr beide habt Begeisterung, habt Mut genug,
um Euch durch Anfangsnöte durchzubeißen,
Ihr liebt doch Zeichen, denk ich. Das will heißen,
zeigt sie den Schwierigkeiten, beißt Euch durch,
bissig die Widrigkeiten nur die Furcht,
dann wird der Himmel alles Gute bringen,
ich segne Euch, ich wünsche Euch Gelingen.*

*Noch eins: Handelt nach uraltem iatrischen Brauch,
nehmet den Reichen, aber gebet den Armen auch.*

Den polnischen Schwestern

*Im neuen Jahr kommt der Nikolaus
einmal ganz ohne Gaben in dies fromme Haus;
die, die Näschereien erwartet haben,
sollen wissen, mir gingen die Mittel aus.
Es ist einfach nicht mehr geheuer,
alles und jedes ist sündhaft teuer,
zu teuer für einen Mann,
der's nicht von anderen nehmen kann.
Doch das hat auch eine gute Seit',
wir verlieren mit Schenken keine Zeit;
drum hat Nikolaus sich was ausgedacht,
und dieses Loblied Euch mitgebracht:
Denn hoch seid ihr polnischen Schwestern zu loben,
das weiß man hier unten,
das weiß man auch oben.*

*Ihr habt Familie und Heimat verlassen,
um in Deutschland zu helfen,
statt die Deutschen zu hassen,
die doch den Polen so viel Böses getan,
daß man es heut nicht mehr fassen kann.*

*Ihr aber, fromm und frohen Mutes,
habt das Böse vergessen und tut hier Gutes,
schenkt mit Güte und christlichem Erbarmen,
Trost und Hilfe den Kranken und Armen.
Ihr, die ihr durchdrungen vom tätigen Glauben,
laßt durch keine Enttäuschung den Mut Euch rauben.
Ich weiß, alle Frommen haben Euch gern,
und danken Euch im Namen des Herrn.
Seid weiter tätig mit frommen Werken,
 helft weiter die Guten im Glauben zu stärken,
und seid in dieser schweren Zeit,
allen Menschen ein Zeichen für Menschlichkeit.
Auch ich, der Nikolaus habe Euch gern,
drum wünsch ich Euch weiter den Segen des Herrn.
Bleibt hier und wirkt weiter in Gottes Namen.*

Amen.

*Adventslied
eines Langzeitarbeitslosen
aus dem Kohlenpott*

*Advent, Advent,
der Kanzler pennt,
obwohl es brennt.*

*Erst ein, dann zwei, dann drei, dann vier
Millionen Alos* vor der Tür.
Kanzler, ich frier.*

*Advent, Advent,
Wohnungsnot brennt.
Wer hat's verpennt?*

*Erst ein, dann zwei, dann drei, dann vier,
ja zwanzig stehen schon vor mir,
vor jeder freien Wohnungstür.*

* Alos = Arbeitslose

*Advent, Advent,
die Grenze brennt
und alles rennt*

*gen Westen. Ein, zwei, drei, ja vier
Millionen neue vor der Tür
des Sozialamts. – Wer hilft mir?*

*Advent, Advent,
der Kanzler pennt,
wo alles rennt.*

*Erst ein, dann zwei, dann drei, dann vier
Millionen Ärmste stehen dir,
Kanzler, nächstens vor der Tür.*

*Advent, Advent,
kein Lichtlein brennt,
wo man keine Hoffnung kennt.*

*Erst vier, dann drei, dann zwei, dann ein
Schritt, dann tritt das Christkindlein
mit leeren Händen bei mir ein.*

*Der Nikolaus
ist heruntergekommen*

*Der Nikolaus ist heruntergekommen
erst einmal
vom Himmel ins irdische Jammertal.
Hat, wie alljährlich,
unsere Moral
unter die Lupe genommen. –*

*Das war gefährlich,
man sieht es ihm an.
Das hätte er besser nicht getan.
Er wollte seinen Augen nicht trauen,
der kummertgewohnte Mann.*

*Noch immer geht, wer arm ist, baden.
Noch immer woll'n die Mächtgen, Reichen
durch kein Elend sich erweichen,
leben wie im Speck die Maden.*

*Fast fiel der Heilige auf den Po:
Das Land als Selbstbedienungsladen
in Sachsen-Anhalt und anderswo.*

*Ganz ohne die Gaben auszuteilen
sah man in schreckensbleich enteilen.
Seitdem weint Nikolaus
– mit all seinen Engelein im Chor –
sich die gütigen Augen aus.
So was kam in Ewigkeit noch nicht vor.*

*Und weil Maria und Josef
mit allen Heiligen
sich heulend beteiligen
und Ströme von Tränen vergießen,
drohen die Wolken aus Protest
überzufließen.*

*Selbst der Allmächtige steht
noch da wie vernichtet
und weiß nicht, wie dem Elend begegnen.*

Keine Sau weiß, wie es weitergeht.

*Jetzt hat hier der Wetterdienst berichtet,
ab Weihnachten würde es regnen –
bis ein gewaltiger Sturm sich erhebt.*

Mein Glaubensbekenntnis

*Ich glaube an einen Gott:
er hat nicht Namen noch Gestalt.*

*Ich glaube an die zehn Gebote
als die Grundlage jeder menschlichen Gesinnung.*

*Ich glaube an einen Sozialismus
auf der Grundlage dieser Gebote.*

*Ich glaube an Christus als einen Sohn Gottes,
wie wir alle Kinder Gottes sind.*

*Ich glaube, daß die ersten Christen dem Willen Gottes
nahe waren:
Ich bemühe mich, ihnen nachzueifern.*

*Ich glaube an die Gegenwart Gottes in jedem von uns,
in jedem Lebewesen, bis in die Kristalle hinein.*

Sei mir gegrüßt

*Tod, du Erlöser, Ruhespende,
du, aller Leiden Beende,
sei mir begrüßt.*

*Begleite mich nun in den ewigen Frieden,
siehe, ich habe hiernieden,
mein Leben abgeüßt.*

*Hier, nimm meine Hände,
und führ mich zum Ende,
laß Ruhe sein.*

*Aus dieser Welt Gewimmel,
aus aller Menschen Getümmel,
führe mich heim.*

*Jeder Mensch
stirbt
allein.*

Von der heiligen Elisabeth
oder
ein Traktat über die Helfershelfer

Jeder kennt wohl die rührende Geschichte jener Heiligen, in deren Schoß sich das Brot der Wohltätigkeit in Rosen verwandelte. Da gab es also eine hochgeborene Frau, zuchtvolle Gattin eines Mächtigen. Offenbar enthielt sie sich den Lastern ihrer Zeit, glaubte an Gott und seine Gebote und hatte sogar ein Herz für die Armen.

Aus einem riesigen Schloß herab, wo sie, von Dienstbeflissenen umgeben, in allem damals nur möglichen Luxus und Überfluß lebte, von diesem Schloß herab also pflegte sie ab und an – in ihrer Kleidung verborgen – Brot vom Tische der Herrn zu den Armen zu tragen. Es muß das ein unerhörter Vorgang gewesen sein.

So ungeheuerlich, daß der hochmögende Herr Gemahl, ohnehin mißmutig wegen der Tugendhaftigkeit seine Ehefrau – dabei unterließ sie lediglich die standes-

gemäßen Laster –, mißtrauisch ihr nachspionierte. Und als er also einmal, von der Sauhatz heimkehrend, ihr auf dem Weg zwischen Burg und Tal begegnete, stellte er sie.

Nun muß man wissen, was Jagd damals bedeutete. Sie war den hohen Herren vorbehalten, den fronenden Bauern aber verboten. Mehr noch: Diese durften nicht einmal Zäune anlegen, um ihre Felder vor den Verheerungen durch das Wild zu schützen, vor dem Wühlen der Säue, dem Kahlfraß durch Rehböcke und Hirsche, Hasen und Rebhühnern und allem, was da kreucht und fleucht. Aber die Abgaben und Sklavendienste hatte er dennoch zu leisten, auch wenn für ihn und die seinen nichts übrig blieb, hatte den Mißbrauch von Weib und Kindern zu dulden und jegliche Art körperliche Mißhandlung und seelischer Erniedrigung. Die Geistlichkeit beteiligte sich an Ausbeutung, an Schändung von Frau und Kindern und predigte, daß das alles der Wille Gottes sei.

Unsere Dame also begegnet „ihrem Herrn“, Diener und Dienerinnen begleiten sie. Ihr langes kostbares Gewand hat sie gerafft, sichtbar ist darin etwas verborgen.

Es ist – wir wissen es – nicht Milch und Wein, nicht Fleisch oder irgendeine der täglichen Köstlichkeiten vom Tisch des Grafen, es ist Brot.

Die Dienerschaft, ohnehin über das unglückliche Zusammentreffen zutiefst erschrocken, weiß mehr. Sie

kennt die Gnadenlosigkeit ihrer Zeit, die drakonischen Strafen für kleinste Vergehen. Sie wissen, daß Unschuld den Dienenden nicht schützt, daß Pflichtwidrigkeit wie Dienstfertigkeit nur Unglück bringen kann. Wie oft mußten sie mit ansehen, wie der Prügelknabe erbarungslos zusammengeknüppelt und wie ein Bündel Lumpen in eine Ecke geworfen wurde, um sich für die nächste Mißhandlung zu erholen. Denn natürlich erlaubte sich der Jungherr (Junker) jegliche Art von Übermut und Willkür. Aber an ihn durfte ja nicht strafende Hand angelegt werden. – Dafür hatte man einen Jungen aus dem Dorf ausgewählt, kräftig genug, um zu überleben. Froh, einen Esser weniger am Tisch zu haben, willigten die Eltern dankbar ein – sie hätten auch wagen sollen, es anders zu halten. Froh hatte auch der Knabe eingewilligt, ein Privileg zu genießen, daß im ganzen Herrschaftsgebiet immer nur einem zuteil wurde: Hier ein aufgeschlagenes, aber aus Übersättigung nicht verzehrtes Ei zu erwischen, da einen nicht sauber abgenagten Knochen, eine Scheibe Fleisch gar, eine Neige Wein oder Bier, ein Schlemmerleben gegen die mit Sklavenarbeit gewürzte Grütze daheim. Wie wohligh mit den Herren zu schlafen in der Nähe der noch glimmenden Asche des Kamins, statt auf stinkendem Stroh.

Sie, denen das so sehr Alltag ist, daß sie nie einen einzigen Gedanken des Mitleids an diesen Jungen wenden, sie zittern bis ins Mark, als jetzt der Graf ihrer

Herrin befielt zu zeigen, was sie in den Falten ihres gerafften Kleides denn wohl trägt.

Erbleichend streckt sie, Gehorsam gewohnt und Gott still um Hilfe anflehend, ihre Arme aus – und in ihrem Schoß lagen Rosen. Gott hat ein Wunder getan.

Soweit die Legende.

O tempora, o mores. Was für eine Zeit, was für Menschen, welches Zerrbild von Moral.

Da muß ein Gott herbeizitiert werden, und was für einer ist das. Einer, der einem Unhold die Wahrheit erspart, damit er sich nicht an seiner Frau und ihrer Dienerschaft vergreift. Einer, der eine achtbare Frau wegen einer Belanglosigkeit vor jeglicher nur denkbaren Erniedrigung bewahrt, ihre Dienerschaft einbegriffen. Was für eine Vorstellung von Gott!

Und warum wird Gott herabgezerrt auf die Bühne eines Schmierentheaters zur Vorführung eines Zaubertricks – damit alles in der gewohnten Un-Ordnung bleiben kann. Die Mächtigen bleiben allmächtig, die Nutznießer ungeschoren, die Hungernden arm, die Besitzverhältnisse unangetastet, die Moral unverändert miserabel, das Gesetz in der Hand der Macht und die Kirche spendet dazu den alles vernebelnden Weihrauch ihrer Taschenspielertricks.

Ach du rührend verlogenes Märchen von der heiligen Elisabeth!

Und alle Dramatik vertan. Was für ein Lehrstück, wenn es der inneren Wahrheit folgen würde: das Gefolge erschlagen, aufgehängt für seine Dienstreue an der Herrin, sie selbst ins Kloster gesteckt oder Schlimmeres, der Gemahl mit seiner Kebsle lebend, die Bauern nun der Brosamen wegen als die schuldlosesten gebranntschätzt.

Vielleicht sogar sieht sich die Familie der heiligen Elisabeth, ein vornehmes Geschlecht, gedehmütigt, und außerdem erkennt sie die Möglichkeit, sich maßlos zu bereichern. Man zieht zu Felde, Landstriche werden verheert, unschuldige Menschen sterben, Unbeteiligte auch. Not, Armut, Rechtlosigkeit, Mord, nichts als Träume für die, die das beleidigte Ehrgefühl und die Beutegier der Mächtigen auszuhalten haben. Das ewige Drama des unschuldig vergossenen Blutes und der folgenlos vergossenen Tränen. Aber eben das wird uns nicht erzählt.

Statt dessen geschieht ein Wunder.

Die Geschichte von dem Jungen mit den Mädchenschuhen

Ich will Ihnen heute eine Weihnachtsgeschichte erzählen. Es gibt eine große Zahl solcher Geschichten, lustige und gefühlvolle, traurige, und solche mit einem überraschenden Ende, von der Geburt Christi an bis auf unsere Tage, und es werden von Jahr zu Jahr mehr.

Denn immer wieder ereignen sich um die Weihnachtszeit Dinge, die wie ein Märchen klingen, die aufgeschrieben gehören und erzählt sein wollen. Auch heute noch und auch hier bei uns in Düsseldorf. Eine solche hat sich vor wenigen Tagen in der Adventzeit hier in unserer Stadt zugetragen.

Um diese wahre Märchengeschichte unserer Tage recht verstehen zu können, muß man wissen, daß es zwischen unserem Düsseldorfer Schauspielhaus und dem Theater in St. Petersburg (dem früheren Leningrad) seit etwa vier

Jahren eine enge Beziehung gibt. Damals fuhr unser Theater mit einem für Bürger Rußlands besonders interessanten Stück zwei Wochen durch dieses theaterbegeisterte Land und wurde unter anderem in St. Petersburg gefeiert und mit herzlicher privater Gastfreundschaft bedacht.

Als dann die Lebensverhältnisse dort immer bedrohlicher wurden, faßten die Angehörigen des Schauspielhauses, vom Intendanten bis zu den Garderobefrauen, den Entschluß, zu helfen. In Erinnerung an die Gastlichkeit sammeln sie seitdem Lebensmittel, Kleidung und was sonst zum Überleben notwendig ist und schicken mit Hilfe der nordrhein-westfälischen Polizei, die den Transport übernimmt, allmonatlich einen Bus nach St. Petersburg. Denn, so sagen sie: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.“

Nun müßt ihr aber noch, bevor ich zu meiner Geschichte komme – keine Angst, sie kommt und wird alle für ihr geduldiges Zuhören belohnen – ihr müßt also noch wissen, daß die bedeutendsten unter den europäischen Theatern beschlossen haben, alljährlich in einem anderen Land „Europäische Theaterstage“ mit Gastensembles aller dieser Länder zu begehen und das zum ersten Male in diesem Jahr und in Düsseldorf. Natürlich war auch St. Petersburg dabei, und zwar mit einem begeistert gefeierten Mammutstück „Brüder und Schwestern“, in dem auch gut zwei Dutzend Kinder mitspielten.

So weit, so gut – und damit bin ich bei meiner erstaunlichen Geschichte. Und die geht so:

Die Schauspieltruppen aus ganz Europa reisen also an. Unter ihnen auch die Petersburger. Alle werden jeweils von einem Komitee empfangen, das sie für die Dauer ihres Aufenthaltes betreut. Für die Petersburger Kinder hat man sich natürlich auch einen Stadtspaziergang und manch anderes zu ihrer Unterhaltung vorgenommen, schließlich sind sie Gäste, sind jung und es ist Adventzeit.

Also bummelt man mit ihnen über die Weihnachtsmärkte, die Kö und wo es sonst rund um das Schauspielhaus Erstaunliches für Kinderaugen zu sehen gibt.

Und dabei fällt einem der Betreuer auf, daß zwar alle warm gekleidet sind, aber erbärmliches, ja völlig abgewetztes Schuhwerk tragen. Natürlich erzählt er seiner Frau von den Kindern, ihrer Freude, ihrem Erstaunen – und ihren schrecklichen Schuhen. Und da beschließen die beiden, in diesem Jahre auf das gegenseitige Beschenken zu verzichten.

Und dann steckt der Mann tausend Mark ein und geht am nächsten Vormittagsbummel mit Kindern, Dolmetscher und Begleitern wie zufällig in eins der großen Schuhgeschäfte, wie es sie nahe beim Schauspielhaus ja im Dutzend gibt.

Und wieder ungläubiges Staunen in den großen Kinderaugen und dann die Stimme des Mannes mit den

tausend Mark in der Tasche, der sagt: „Jeder von Euch, Mädchen und Buben, darf sich ein paar Schuhe aussuchen, wie er sie haben möchte, ganz nach seinem Geschmack und seiner Wahl, und keiner von uns Erwachsenen macht ihm Vorschriften.“

Da beginnt erst ein ungläubiges „Oh“, und dann ein Jubeln, Staunen erst, und dann ein Suchen, Wählen, Anprobieren, daß der riesige Schuhladen voller Kinderjubiläum ist.

Nur Pjotr, zehnjährig vielleicht, steht unschlüssig vor den Regalen in der Abteilung für Mädchenschuhe, nimmt zögernd bald dieses, bald jenes Paar, betrachtet es prüfend und stellt es zurück.

Ein Mädchen steht auch da, traurig, und hält einen Kartondeckel in der Hand, dessen eine Ecke aufgerissen ist. Es glaubt wohl, etwas Schlimmes getan zu haben in seiner überschäumenden Freude. Und lächelt erlöst und glücklich, als es hört, daß es auch den Karton mitnehmen darf und daß auch der ihm gehört.

Einige Kinder lassen schon einpacken. Nur Pjotr irrt noch an den Mädchenschuhen entlang. Dann wird er aufmerksam gemacht, man zeigt ihm die Knabenschuhe in der Abteilung nebenan. Nein, schüttelt Pjotr den Kopf, er wolle Mädchenschuhe. Verständnislosigkeit bei den aufmerksam gewordenen Verkäuferinnen und Begleitern.

„Ja“, übersetzt der Dolmetscher, „ja, ich will Mädchenschuhe, meine gehen doch noch, aber meine Schwester hat gar keine.“

Und Pjotr strahlt und weiß sich vor Freude nicht zu helfen, als der Mann mit dem großen Herzen für Kinder sagt: „Aber ja, ich habe es so gesagt, und auch Du darfst wählen, was Du willst, und wenn es Mädchenschuhe sind.“

Inzwischen ist auch der Geschäftsführer aufmerksam geworden, ist hinzugetreten und hat alles gehört. In den Augen des gestrengen Mannes glänzt es verdächtig. Während alle zur Kasse gehen, greift er ein paar Hütten-
schuhe, drückt sie Pjotr in die Hand. „Damit Du zu Hause auch warme Füße hast.“ Und Pjotr strahlt mit den anderen um die Wette, die alle ihre wohlverpackten Kartons mit den wunderbaren Schuhen wie einen Schatz unter ihren Kinderarmen gedrückt halten und nun nicht schnell genug in die nahegelegene Theaterkantine zurückkommen können.

Hier könnte meine Geschichte enden. Denn daß dort inzwischen für jedes der Kinder ein riesiger Teller mit den herrlichsten Süßigkeiten, mit Orangen und Feigen und Datteln wartete, war noch das Geringste. Auf jedes warteten noch prächtig warme Wollsachen und – als Krönung des Ganzen – ein Kuscheltier.

In die aufgeregte Freude der Kinder hinein klingelte das Telefon: Der Herr, der bezahlt habe, möge noch

einmal vorbeikommen. Möglichst bald. Dem wurde heiß: Nanu, sollte etwa mit seinem Scheck etwas nicht in Ordnung sein. Denn der Tausender hatte nicht gereicht und er hatte noch reichlich zugelegt. – Nein, nein hieß es, aber er möge den Jungen mit den Mädchenschuhen mitbringen.

Also nichts wie hin mit den beiden. In der Tür steht schon der Geschäftsführer. Was mag er wollen? Aber der sagte nur – und er sagt es mit für ihn ungewohnt weicher Stimme: „Meine Verkäuferinnen haben, nachdem Sie gegangen waren, zusammengelegt, auch der Junge mit den Mädchenschuhen soll nicht ohne eigenes Schuhwerk von uns nach Hause fahren.“

Am Schauspielhaus erzählt man sich, daß an diesem Tag nicht nur manches Kinderaugenpaar feucht geworden sei.

Hatte ich Euch nicht zu Anfang gesagt, daß sich auch in unseren Tagen noch wunderschöne Adventgeschichten zutragen?

Anhang

*Theater,
das zur Weihnachtsgeschichte führte*

Vladimir Matuchin, Schauspieler und Regisseur aus der Petersburger Schule, hat mit seiner Gruppe tschechow-begeisterter Darsteller „Der Bär“ vor einiger Zeit hier in Düsseldorf zu großem Erfolg geführt.

Nun bereitet er mit seiner Truppe einen Tschechow-Abend vor. Diesem auf deutschen Bühnen meistgespielten russischen Autor gilt ihre ganze Verehrung. Vladimir, der seinem berühmten Landsmann in Deutschland nicht immer mit der ihm eigenen Tiefe des Gefühls und seinen Sinn für Tragik hinter der Maske scheinbaren Frohsinns verstanden sieht, will seinen Lieblingsautor in deutscher Sprache, aber typisch russischer Auffassung auf die Bühne bringen.

Im Zeichen des neuen Ost-West-Verständnisses will die Gruppe diese Inszenierung auch in den Vereinigten Republiken zur Aufführung bringen. Einladungen, z. B. von der starken deutschen Kolonie in St. Petersburg, die Stücke in deutscher Sprache dort einem auch russischen Publikum zugänglich zu machen, liegen vor.

Und immer wieder der heilige Nikolaus

Da habe ich einen Patienten, einen alten Herrn, stotternd, mit Bauch und schlohweißem Vollbart, und wenn er in seinem wallenden Morgenmantel die Tür öffnet, dann meint man – jedenfalls jetzt in der Adventzeit – der leibhaftige Nikolaus stünde vor einem.

Wenn man dann sein Wohnzimmer betritt, sieht man unter vielen weltlichen und frommen Bildern eine Ikone, unverkennbar den heiligen Nikolaus darstellend: mit wallendem Bischofsmantel, die aufgeschlagene Schrift in der Linken, die sein Erkennungszeichen ist, die rechte Hand mit deutendem Zeigefinger erhoben, bärtig und mit dem gewaltigen Schädel des Weisen.

Und denkt Euch, wer öffnet mir am Nikolaustag in der Früh, wenn ich ihn behandeln komme, die Tür: in goldgleißendem Bischofshabit, mit Krummstab und Bischofsring und der Tiara auf dem bärtigen Kopf und doch unverkennbar: Ihr ahnt es, mein alter Patient.

Und überreicht mir wie einem kleinen Mädchen – und ich glaube, in diesem Augenblick war ich das auch – eine Tüte mit Süßigkeiten und wünschte mir eine gesegnete Adventzeit.

In diesem Augenblick fällt mir alles wieder ein, was er mir im Laufe der Jahre bruchstückweise erzählt hat: wie er, noch in seinen besten Jahren und kinderlos verheiratet, mit seiner Frau von einer befreundeten

Jugendpflegerin überrascht wurde, die ihnen ohne lange zu fragen, einen hilflos kleinen Säugling in die Arme legt und sagt: „Den müßt Ihr behalten, bis er Adoptiveltern findet.“ Er ist halbseitig gelähmt, er braucht ganz viel Liebe, Eltern eben, ohne Eltern würde er nicht lange überleben. Und geht wieder und läßt ein Kind zurück mit nicht mehr, als es auf dem Leibe trägt.

Aber wer hat schon den Mut, ein solches Kind zu adoptieren. Kommt also die Freundin nach einem halben Jahr und sagt schlau: „Ja, dann werde ich den armen Wurm wohl doch ins Heim geben müssen, wenn ihn keiner haben will.“ Und lächelt listig, als sie hört: „Nein, nein, wir behalten ihn, er soll bei uns bleiben, wir sind uns einig.“ „Das wußte ich doch“, sagt die Freundin, „deshalb habe ich ihn ja zu Euch gebracht. – Übrigens, er hat die Nottaufe bekommen und heißt Nikolaus“, wünschte viel Glück mit ihm und Gottes Segen und entschwebt.

*Ich war Augenzeuge und Zeitgenosse
eines barbarischen Jahrhunderts*

—

*aber ich habe die schüchterne Angewohnheit,
zu überleben.*

Lebenserinnerungen I

von Herbert F. Leitz

Ich wurde am 6. Mai 1915 in Elberfeld, jetzt Wuppertal, geboren, in einem Jahre also, als nach einem Wort von Winston Churchill in Europa die Lichter ausgegangen waren. Mein Vater, ein überaus friedliebender Mann, war als Ingenieur zu den Pionieren eingezogen worden. Meine Mutter Clara, geborene Pëus, ging mit mir während des Krieges zu ihrer Schwiegermutter Marie, geborene Barth, nach Maulbronn, wo sie im Torhaus des Klosters wohnte.

Nach dem Kriege fuhren meine Eltern mit mir alljährlich für sechs Wochen an diesen von alter Kultur geprägten Ort, an den ich Erinnerungen seit meinem 3. Lebensjahr habe. Allerdings weiß ich nur aus Erzählungen, daß ich dort einmal vermißt wurde und man mich in einer der zu Beginn des Krieges stillgelegten Postkutschen schlafend wiederfand. Gleich neben dem Haus meiner Großmutter befand sich die Apotheke, ehemals Klosterapotheke. Die Tochter des Apothekers, Gertrud, pflegte mich im Klosterhof herumzufahren. Diese frohen Jahre haben mich für mein ganzes Leben geprägt. Die stille Besinnlichkeit, Ruhe, Ordnung und Sauberkeit, der höfliche kultivierte Umgang der Menschen, der ländliche

Zauber, der über dem Orte lag, die Mauern des Klosters, die eine fast tausendjährige Geschichte atmeten, die Wehrgänge und Wohngebäude, das alles hat sich tief in meine Seele eingegraben und mein Sinnen und Trachten für mein ganzes Leben bestimmt.

Mein Vater, Fritz Leitz, stammte aus einer großbürgerlich-deutschnationalen Familie und kam als überzeugter Pazifist und Sozialist aus dem Krieg zurück.

Der zweite prägende Eindruck ging von der häuslichen Atmosphäre des Eltern- und Großelternhauses aus. Das Wesen meines Vaters war von großer Bescheidenheit, Zurückhaltung und einem überaus gewinnenden Charme geprägt. Seine Belesenheit und sein Kunstsinn waren für mich eine Quelle steter Belehrung. Seine Mutter hatte ihn quasi enterbt. Und das hatte, wie ich nach seinem Tode herausfand, eine bemerkenswerte Ursache: Er sollte der Erbe seines Onkels werden, der in Mannheim, dem Geburtsort meines Vaters, eine Maschinenfabrik besaß. Also mußte er Ingenieurwissenschaften studieren. Sein Herz aber gehörte der Schauspielkunst. Also nahm er heimlich bei einer Mannheimer Schauspielerin Unterricht. Verhängnisvollerweise war diese Frau die Geliebte des Hausbankiers der Familie. Und als sich die beiden ineinander verliebten und dieses publik wurde, war der Skandal perfekt. Mein Vater mußte auf der Stelle so weit wie möglich von Mannheim entfernt werden und landete in Barmen, jetzt Wuppertal. Und hier lernte er in

einer Gastwirtschaft, die einem Onkel meiner Mutter gehörte und wo sie gelegentlich aushalf, meine damals 16jährige Mutter kennen. Sie war eine eben aufblühende Germanin, blond, blauäugig, zur Üppigkeit neigend, und von einer überaus stolzen Haltung. Dazu sehr hübsch, wie Bilder aus der Zeit beweisen. Sie verliebte sich auf der Stelle in den nobel wirkenden, gutaussehenden und so charmanten Gast und sie beschloß: das wird einmal mein Mann – und so kam es dann auch. Was wieder einmal beweist, das wir Männer glauben zu heiraten, in Wirklichkeit aber geheiratet werden. Und zwar so gut wie ausnahmslos. Die Ehe wurde geschlossen, als mein Vater im ersten Weltkrieg an die Front kam.

Zwei gegensätzlichere Menschen als meine Eltern es waren, werden selten zusammengefunden haben. Mein Vater, zwar einen halben Kopf größer als meine Mutter, aber eher grazil – obwohl er als Student Fußball gespielt hatte und über ein paar muskulöse Beine verfügte – wirkte schon äußerlich wie ein Römer, der eine Germanin freite. Seine Feinsinnigkeit und Nachgiebigkeit standen in schroffem Gegensatz zu dem Starrsinn und der Unbeugsamkeit meiner Mutter, die, Gott sei geklagt, ein wenig dummlich war – eine echte Germanin eben. Sie hatte nur die Volksschule besucht und war leider völlig unbelehrbar, so daß mein Vater alle Versuche, sie zu erziehen, früh um des lieben Frieden willen aufgegeben hatte. Dennoch: sie liebten einander treu bis in den Tod.

Zudem konnte meine Mutter nicht mit Geld umgehen – mein Vater übrigens nur wenig besser – so daß er noch so viel verdienen konnte, und er verdiente gut, es war immer zu wenig.

Und sie war eine miserable Erzieherin. Wäre ihre eigene Mutter nicht gewesen, ich glaube, ich wäre erstickt. Wie tief habe ich die Worte meines Freundes Robert Wolfgang Schnell nachempfunden: Mütter setzen sich mit ihren dicken Hintern auf alles drauf und ersticken jede aufkeimende menschliche Regung. Ich habe 20 Jahre meines Lebens gebraucht, um mir den anezogenen Schwachsinn wieder abzugewöhnen.

Aber kein Wunder, daß meine Mutter trotz aller äußerlichen Vorteile geistig ein wenig zu kurz gekommen war. Bei der Überfülle geistiger Gaben, über die ihr Vater verfügte, mußte ja ein Rückschlag kommen.

Mein Großvater mütterlicherseits war der älteste Sohn eines Möbelschreiners, selbständig, aber mit seinem Handwerk in die Zeit der beginnenden Industrialisierung geraten. So billig, wie die Möbelfabriken, konnte er nicht herstellen. So blieben ihm zuletzt nur noch Bundesladen für die aufstrebenden jüdischen Gemeinden als Aufträge. Hin und wieder erzählte mein Großvater als Beweis für die sozialen Errungenschaften seiner Partei in Versammlungen, daß er mit seinen Eltern und Geschwistern am Mittagstisch als kleiner Junge vor einer Pfanne mit heißem Rüböl und einem Kanten Schwarzbrot in der

Hand gesessen hat, und alle reiherum ihr Brot ins Öl tauchten: und das war die einzige Mahlzeit am Tag. Wie gut täte unserer übersättigten Jugend heute solche Erinnerungen.

Als seinem, meines Großvaters mütterlicherseits, überragende Intelligenz seinem Religionslehrer auffiel, sorgte er für ein Stipendium des preußischen Finanzministers und Bankiers von der Heidt. So konnte er das Gymnasium besuchen und bestand nach nur vier Jahren das Abitur mit summa cum laude.

In Berlin studierte er Theologie. Es war sein Ziel, Gefängnispfarrer zu werden, um den Ärmsten der Armen seiner Zeit beizustehen. In einer Versammlung der damals noch jungen SPD lernte er August Bebel kennen. Bebel überzeugte den angehenden Theologen, daß nicht die Verheißung des Paradieses im Jenseits das Gebot der Stunde sei, sondern die Verbesserung der Lebensbedingungen der arbeitenden Klasse hier auf Erden. Das mußte einen Menschen mit der Jugend meines Großvaters, der das Elend der Besitzlosen im damaligen Elberfeld am eigenen Leibe erfahren hatte, zutiefst überzeugen.

Lebenserinnerungen II

von Herbert F. Leitz

Ich wurde am 6. Mai 1915 als Sohn des Ingenieurs Fritz Leitz und Enkel des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten und Anhaltischen Landtagspräsidenten Heinrich Pëus geboren. In einem Jahre also, als, nach einem Worte Winston Churchills, in Europa die Lichter ausgingen.

Mein Vater stammte aus einer großbürgerlich-deutschnationalen Familie, nahm am ersten Weltkrieg teil und wurde unter dem Eindruck des Krieges absoluter Pazifist und Sozialist. Mein Großvater, der als Theologiestudent in Berlin eine Begegnung mit August Bebel hatte, wurde von ihm und der Parole: den Arbeitern das Paradies auf Erden, zum Sozialismus bekehrt. Kein Wunder also, daß ich ein in der Wolle gefärbter Sozialist wurde und mein Leben lang geblieben bin.

Als Gymnasiast wurde ich Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend, und ich zog, mit der Schülmütze auf dem Kopf und einer riesigen roten Fahne in der Hand, 1933 zum letzten Protestumzug gegen die Nazis vorweg. Heute noch weiß ich nicht, wem ich es zu verdanken habe, 1935 zum Abitur zugelassen worden zu sein. Ich hatte größte Schwierigkeiten danach, weil ich, gegen alle

Vorschriften, in keiner Naziorganisation Mitglied war. Dennoch konnte ich in Köln das Studium der Medizin beginnen, unter dem Einfluß Albert Schweizers, mit dem mein Großvater korrespondierte und dessen Philosophie der Ehrfurcht vor dem Leben ich mir zueigen machte.

Aber schon 1937 wurde ich zur Ableistung des Arbeitsdienstes aus dem Studium herausgerissen. Es war ein grauenvolles halbes Jahr unter der Fuchtel von Berufsversagern, die im Arbeitsdienst billigen Unterschlupf gefunden hatten. Ich saß mehrmals im Karzer. Trotz der sozialdemokratischen Wahlmeinung: Wer Hitler wählt, wählt den Krieg, konnte ich mir die Wahrheit dieses Wortes einfach nicht vorstellen. Um das Studium nicht noch einmal unterbrechen zu müssen, meldete ich mich nach Ableistung des Arbeitsdienstes bei der Luftwaffe, weil für mich am Wehrdienst sowieso kein Weg vorbeiführte.

Ich konnte noch vier Semester studieren, dann war 1939 der Krieg ausgebrochen und ich wurde eingezogen. Ich wurde einer Studentenkompanie zugeteilt und konnte in Greifswald weiterstudieren. Als Angehörige der Hamburger Studentenkompanie Wettbetrügereien begingen und damit auffielen (sie hatten Pferderennergebnisse vor Schließung der Wettannahmen durchgefunkt), wurde die Studentenkompanie von der Gestapo durchsucht. Die Kerle staunten nicht schlecht, als sie meine Personalakten lasen, und ich wurde sofort zu dem

Erprobungsflughafen Rechlin bei Berlin versetzt, um mir da den Hals zu brechen, so wie man es mit Nobel dort gemacht hat.

Gegen alle Erwartungen landete ich aber, nicht wie vorgesehen, bei Höhenflugversuchen, sondern im Krankenrevier bei Oberstarzt Haller. Ich war damals 26 Jahre alt. Eines Tages wurde ein damals 16jähriges Mädchen meine Patientin. Es war Inge Zichlinsky, und damit begann eine schier unglaubliche Romanze.

Eines späteren Tages wurde ich zum Appell bestellt, und Haller eröffnete mir, daß ich gemeldet worden sei, weil ich im besoffenen Kopf gegen Hitler gewettert hatte. Er müsse mich strafweise an die Front versetzen. Der Griechenlandfeldzug war gerade zu Ende, das Land galt aber noch als Front. Und da ich eine fliegerische Ausbildung und zudem Medizin studiert hatte, landete ich bei der 7. Seenotstaffel in Paleon Phaleron bei Athen. Im weiteren Verlauf des Krieges wurde dreimal ein Kriegsgerichtsverfahren gegen mich angestrengt. Nie habe ich erfahren, wer die Hand über mich gehalten hat. Doch wurde ich jedesmal vor Eröffnung versetzt und habe dann nichts mehr davon gehört. Das letzte Mal kam ich nach Arcachon am Atlantik – ohne Personalakten, die verschwunden blieben.

Ich habe lange nach einer Erklärung für diese lebensrettenden Vorgänge gesucht. Ich vermute, das im Luftfahrtministerium irgend jemand meine Akte verfolgt

hat, irgend jemand, der dem inneren Widerstand angehörte und der mich für wert hielt, mich für die Zeit nach dem Krieg aufzubewahren. Ich beendete dieses Kapitel meines Lebens als Obergefreiter. Ich war von Anfang an von unserer Niederlage überzeugt. Während des Krieges habe ich derart Ungeheuerliches sehen müssen, daß ich fest davon überzeugt war, daß jeder, der daran teilgenommen hatte, an eine Schubkarre gefesselt das wiederaufbauen mußte, was von uns zerstört worden war. Wie sollte ich da als Offizier meine Unschuld beweisen?

Das Volk ist, gemessen an seiner untilgbaren Schuld, viel zu leicht davongekommen.

Einige Hinweise zum Schluß

Herbert Leitz ist geboren am 6. Mai 1915 in Wuppertal-Elberfeld und gestorben am 26. Dezember 2000 in Düsseldorf. „*Ich war Augenzeuge und Zeitgenosse eines barbarischen Jahrhunderts – aber ich habe die schüchterne Angewohnheit, zu überleben*“, so schrieb er und so lebt er in diesem kleinen Bändchen weiter.

Zu seinem Großvater mütterlicherseits (s. S. 100 ff.) schreibt das zwölfbändige Lexikon „*Der Große Herder*“ in der 4., neubearbeiteten Auflage von 1934: „*Pëus, Heinrich, Politiker (Soz.), Förderer des Genossenschafts- u. Wohnungswesens. – * 24. 7. 1862 in Elberfeld; Redakteur. 1896–98, 1912–33 im Anhalt. Landtag (1918–28 Präs.)*.“

In Wuppertal ist Herbert Leitz als Jugendlicher der damals schrill wirkenden *Else Lasker-Schüler* (geb. in Wuppertal-Elberfeld am 11. 2. 1869, Emigration 1933 nach Jerusalem, wo sie am 22. 1. 1945 starb) manchmal auf der Straße begegnet. In ihrem Schauspiel „*Die Wupper*“ hat sie die Arbeiterfamilie *Pius* (= *Pëus*) in die szenischen Höhepunkte des Schauspiels gestellt.

Eine Freundschaft aus der Wuppertaler Schulzeit mit dem Schriftsteller, Maler und Schauspieler *Robert Wolfgang Schnell* (geb. in Wuppertal-Barmen am 8. 3. 1916, gest. in Berlin am 1. 8. 1986) hat sich ein ganzes Leben lang, bis zum Tod von Robert Wolfgang Schnell, erhalten (s. S. 100). Einige Bücher von ihm sind u. a. im Luchterhand Verlag erschienen.

Eine weitere wichtige Freundschaft hat viele Jahrzehnte mit *Alfred Schmidt* (geb. am 4. 4. 1930, gest. am 20. 12. 1997) bestanden. Sie haben sich nach dem zweiten Weltkrieg in der Wuppertaler Kunstwerkschule kennengelernt. Alfred Schmidt ist u. a. durch seine Bilder aus der Bergarbeiterwelt, durch zahlreiche Artikel dazu und Aktionen bekannt.

Herbert Leitz hatte sein Leben lang eine besondere Beziehung zu zahlreichen Frauen, die er immer hoch verehrte. Er sagte einmal: „*Frauen habe ich alles zu verdanken.*“ Die letzten zehn Lebensjahre spiegeln das in seinen „*Späten Gedichten*“ wider.

Er war zweimal verheiratet. Aus erster Ehe stammte eine Tochter. In die zweite langjährige Ehe kam ein Ziehsohn (siehe Seite 96 „*Und immer wieder der heilige Nikolaus*“). Diese kleine Geschichte gibt die gelebte Humanität und Menschenliebe des Ehepaars Leitz wieder.

Ein Fernsehauftritt im „*mdr*“ vom 7. 6. 1998 in der Sendung „*Sonntags unter uns*“, über die dann anschließend in der Regenbogenpresse rührende Artikel erschienen, steht im Zusammenhang mit den Gedichten auf Seite 54 und Seite 56. Der etwa 15minütige Fernsehauftritt steht inhaltlich auch mit den Seiten 104/105 in Verbindung.

„*Die Geschichte von dem Jungen mit den Mädchenschuhen*“ auf Seite 85 ist im Dezember 2000 über die Rheinische Post in dem Buch „*Meine Weihnachtsgeschichte*“, H+L Verlagsgesellschaft, Köln, abgedruckt worden. Herbert Leitz konnte noch vor seinem Tod diese Veröffentlichung erleben.

Die Idee zu diesem Bändchen kam während eines gemeinsamen Gesprächs Ende 1999. Am 8. 5. 2000 schreibt er: „*Lieber Eberhard, nachdem ich die Gedichte noch einmal in Reihe durchgesehen habe, sind mir in allen Fällen Verlesungen und Ungereimtheiten aufgefallen, die ich richtiggestellt habe. In einem Fall allerdings muß ich mein handschriftliches Original zu Rate ziehen. Ich habe dies besonders gekennzeichnet.*“ Das Gedicht „*Mein Glaubensbekenntnis*“ auf Seite 73 hat er mir im Spätherbst noch vom Krankenbett aus diktiert, weil das Manuskript nicht mehr aufzufinden war.

Geplant für dieses Büchlein waren Gedichte und Zeichnungen. Die Zeichnungen konnten nicht mehr angefertigt werden. Nach dem Tod von Herbert Leitz habe ich die noch von ihm durchgesehenen Geschichten „*Von der heiligen Elisabeth*“ (Seite 79) und „*Die Geschichte von dem Jungen mit den Mädchenschuhen*“ (Seite 85) aufgenommen. Die Teile des Anhangs stammen aus dem Nachlaß.

Die Abbildung einer lesenden Geisha auf dem Umschlagblatt stammt von einem Holzschnitt von Utamaro Kitagawa (1753–1806).

Die Arbeit an diesem Gedichtbändchen hat etwa zweieinhalb Jahre gedauert, noch eineinhalb Jahre über seinen Tod hinaus.

Düsseldorf, im Juni 2002

Eberhard Dilba

